



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

S., J.: Johannes von Müller und seine Zeit 9 : (Schluß.)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

an die Carikatur streifend, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn die ganze Darstellung von vielen als eine unschickliche gebrandmarkt wird.

Das ist ja, so hörten wir oft vor den Bildern ausrufen, derselbe Stil, die gleiche frivole Auffassung, welche die Wandbilder an der neuen Pinakothek zu München charakterisirt. Wir geben diese Verwandtschaft bereitwillig zu, finden darin nur ein erschwerendes Moment für Steinles Schuld. Er muß doch die Aufnahme, die diesen Illustrationen zu Theil wurde, kennen, er muß wissen, daß selbst der Ruhm und die hohe Liebe, die Kaulbach in den weitesten Kreisen genießt, den Künstler nicht vor herben Vorwürfen sicherte. Kaulbach hat des Gelungenen und Geistreichen sonst so viel geschaffen, daß ihm leicht dieser eine übermüthige Schritt nachgesehen werden konnte. Diese Nachsicht traf aber nur des Künstlers Person, nicht die Sache. Darin blieb alle Welt einig, daß es nicht geduldet werden darf, daß Caricaturen in die monumentale Kunst sich einmischen und das Andenken würdiger Männer dadurch, daß man sie ewigem Spotte Preis gibt, erhalten werde. Ebenso gut könnte man die Helden classischer Tragödien in Karrenjacken auftreten lassen. Steinles Vorgang wird durch nichts entschuldigt, nicht einmal originell ist er in seinen Frescospäßen. Ihm geben wir den guten Rath, die beiden zuletzt besprochenen Bilder zurückzuziehen und zu vernichten. Nicht einmal zum Bewahren in der Mappe sind sie gut genug. Von jenen aber, die über den Museumsbau zu Köln zu entscheiden haben, verlangen wir, daß sie sich selbst und ihre Stadt nicht herabwürdigen durch die monumentale Verewigung von Einfällen, die nicht witzig genug sind, um das Kränkende, was in ihnen liegt, vergessen zu machen. Langweilige und formell mangelhafte Bilder mögen in Gottes Namen gefertigt werden, dagegen wird die öffentliche Meinung nicht mit Erfolg ankämpfen können. Hoffentlich ist sie aber noch stark genug, daß ihre Warnung dort, wo sittliche Interessen verletz werden, nicht gänzlich überhört wird.

## Johannes von Müller und seine Zeit.

### 9. (Schluß.)

„Ueber Ihrem Geist,“ schreibt Böttiger 7. Mai 1807, „nachtet eine schwere Wolke, das ahnte ich aus Ihren Briefen . . . Es ist nicht Vorwitz, sondern innigste Theilnahme, wenn ich zuweilen den Schleier zu lüpfen wünschte, der Ihre künftige Bestimmung verhüllt. So viel begreife ich, daß der in die ausgemergelte Residenz zurückkehrende König sehr schmale Bissen zuschneiden

wird. Oft habe ich Sie in Ihre frühern Verhältnisse gleichsam zurückgedacht, nicht in die wiener — dort ist kein Heil! — zum Fürst Primas, zu einem Organ des rheinischen Bundes, für welchen Sie neulich so schöne, kräftige Worte mehrmals gesprochen haben.“ Am 12. Febr. hatte Müller einen Ruf nach Tübingen erhalten, aber er konnte zu keinem Entschluß kommen. Am 24. Aug. schreibt ihm Wieland, indem er ihm Glück wünscht, Preußen zu verlassen: „Wenn es dem großen Arbitre de l'Europe gefallen wird, dem ehemaligen germanischen Reich eine Verfassung zu geben, die eine lange äußere und innere Ruhe möglich macht, so kann das südliche Deutschland einer vorzüglich schönen und glücklichen Zeit entgegensehn. Auch das kleine Bethlehem-Weimar hat in der Geschichte des 18. Jahrhunderts seinen Tag gehabt; aber die Sonne, die ihm vor vierzig Jahren aufging, ist 1807 untergegangen, und die Nacht bricht herein, ohne einen neuen Tag zu versprechen . . . . Ueberhaupt scheint mir die Zeit, da man durch Dichterei in Deutschland Sensation machen konnte, abgelaufen zu sein — und man kann so viel Besseres thun als Verse machen!“ — Erst in Kopenhagen erfuhr Fichte, welchen schlimmen Eindruck die Rede vom 29. Jan. gemacht habe. „Bedauert habe ich, daß nicht überhaupt die Nothwendigkeit für Sie vermieden worden, unter diesen Umständen reden zu müssen. Ich war den letzten Tag, da ich den Entschluß zu gehen faßte und ausführte, mit eigenen Angelegenheiten überhäuft, außerdem hätte ich nicht ermangelt, einen Versuch auf Sie, Sie zu demselben Entschluß zu bewegen, zu machen. Sie hätten den letzten Triebfedern des possenhaften Trauerspiels, das sich nun vollständig entwickelt hat, in der Nähe zugehoben. Sodann habe ich bedauert, daß nicht zwei Stellen in der Rede wegbleiben konnten. Ich bescheide mich nicht zu wissen, inwiefern die Ihnen bekannte Ansicht des Gegners Sie nöthigte, dergleichen zuzugeben und auszusprechen, um nur Ihren anderweitigen Zweck zu erreichen, bin daher weit entfernt Sie zu tadeln, sondern bedauere nur. Man — der Mann, der so viel auf sich nimmt — sagt, Sie gedächten Ihre Verhältnisse zu verändern. Wolle Gott nicht, daß das wahr sei! Sie würden dadurch Ihren, ich hoffe selbst nur irrenden Detractoren Recht geben. Ueberdies scheint mir jetzt, wo eine Wahl des Bessern gar nicht möglich ist, die einzige Partei des Mannes von Charakter, daß er sich aller Wahl begeben und sich an sein vorgefundenes Sein halte.“ — Noch den 8. Aug.: „Die Mißdeutung Ihrer Denkart ist zu einer Menge achtungswürdiger Menschen gar nicht durchgedrungen; von den andern kenne ich keinen, der nicht sein Urtheil suspendirt habe, der nicht wünsche, Sie rein und tadellos zu finden.“ Ende desselben Monats kehrte Fichte nach Berlin zurück, wo er neben Müller wohnte, und aus allen Kräften bemüht war, ihn für Preußen zu erhalten. — „Wie, theurer Freund,“ schreibt ihm Hufeland, der Leibarzt des Königs, aus Memel

19. Juli 1807, „auch Sie wollen uns verlassen? Sie dürfen es jetzt am wenigsten, das Gemüth eines Müller würde es nicht ertragen, wenn es hieße, er hat seinen König, seinen Staat, der ihn mit Liebe und Innigkeit pflegte, in der Noth verlassen. Hat mein Freund darüber nachgedacht, welchen Eindruck dieser Schritt für ihn und den Staat machen muß? . . . Besonders konnte die Königin gar nicht ergründen, was die Ursache dieses Entschlusses sein möchte, und ich vermochte ihr keine anzugeben. Die Reduction der Staatsausgaben? Das darf ich doch wol meinem Freunde, ohne seine Bescheidenheit zu beleidigen, sagen, daß die seinige wol die ist, die dem Staat am wenigsten lästig sein würde.“ — 26. August: „Vor allen Dingen bitte ich Sie zu bedenken, daß Sie eben durch Ihr Weggehen denen, die Ihnen etwa übel wollten, die stärksten Waffen und denen, die noch unentschieden oder irre geleitet wären, die Ueberzeugung erst in die Hände geben würden, daß der Verdacht doch gegründet sei. Und wie schmerzlich dies Ihren wahren Freunden nicht nur in Absicht Ihrer, sondern auch der guten Sache der Gelehrsamkeit überhaupt sein müßte, da dieselbe in Ihrer Person wirklich zuerst anerkannt und rein für sich belohnt worden ist, und also durch einen solchen Schritt einen ihrer ersten Repräsentanten nothwendig verlieren würde, brauche ich nicht erst hinzuzufügen. . . . Noch liegt die Sache in Ihren Händen; Ihre Schreiben sind verloren gegangen, wie so vieles in der letzten Zeit; schreiben Sie nicht wieder, und die Sache ist so gut wie nicht geschehn.“ — Müller war gerührt, aber er konnte zu keinem Entschluß kommen, er wollte eine äußerliche Bestimmung. Sein wir gerecht gegen ihn: er selber spricht zwar hauptsächlich von seiner Besorgniß vor einer Reduction seines Gehalts, aber nicht das lag ihm am Herzen: er fühlte die Unsicherheit seiner Stellung, er fühlte die Geringschätzung der Patrioten und er bedurfte, um zu bleiben, einer Ehrenerklärung von Seiten des Königs. So schrieb er zum dritten Mal nach Memel, 5. September; die Folge war seine Entlassung in kurzen und trocknen Worten, die er am 5. October erhielt. *Αὐτὸς Ὁ Ἐπέλειετο βουλῆ,* setzt er hinzu. \*)

\*) An Berthes, 11. Juli 1807: „Gewöhnt seit langem nicht mehr das Größte, Höchste zu erwarten, finde ich mich durch das mildere Gestirn, das hervorzugehn scheint, angenehm überrascht. Es ist der Menschheit viel werth, daß die Kaiser (Napoleon und Alexander) sich gesehen haben; des Nordens langer Friede und ein frohes Emporklühen der Künste desselben kann die Folge sein. Indes können schönere, bessere Länder der Cultur wiedergegeben werden. Eine Erscheinung, welche wie alles auf dem Erdenrund vorübergehend, aber, da wir nur Augenblicke da sind, wenigstens für unsere Zeit etwas Verubigendes zu haben scheint.“ „Ich glaube, daß das alte Formenwesen seine Unhaltbarkeit bewiesen hat, oder daß wir die Entwicklung dessen, was sein soll, noch nicht sehen. . . . daß in dem Gewesenen so gar kein Geist mehr sei, das hatte ich nicht gedacht, bis wir es sehn mußten.“ Er findet in der jetzigen Lage für Deutschland die Aussicht auf Einheit (im Königreich Westphalen!) und auf eine freie Verfassung (im Rheinbund!) — An Hammer

Am 29. Oct. 1807 reiste Müller aus dem Hause Alexanders von Humboldt, der sich in der schweren Zeit auf das freundschaftlichste seiner angenommen hatte, von Berlin ab. Seine Bücher, an 120 Ctr., wurden über Nürnberg nach Tübingen geführt; für die Reisekosten hatte ihm der König von Württemberg eine ansehnliche Entschädigung bewilligt. Böse Wege veranlaßten einige verdrießliche Zufälle. Inzwischen waren ihm zwei Couriere von Paris aus nachgeschickt, der eine hatte ihn in Tübingen und Stuttgart gesucht, eilte hierauf nach Berlin, traf in Gotha die Spur seiner Durchreise und erreichte ihn selbst am Abend des 5. November zu Frankfurt. Er überbrachte ihm die Einladung, schleunigst nach Fontainebleau zu kommen, er sei zum Minister-Staatssecretair des neuen Königreichs Westphalen ernannt. „Beim Schatten unserer Mutter! schreibt er an seinen Bruder, nie hatte ich davon die entfernteste Idee; bisweilen wünschte ich eine mäßige literarische Stelle in Paris, hatte aber niemandem auch nur dieses geschrieben. Der erste Eindruck war nach dem Erstaunen, Freude, daß der große Mann, den, wie du weißt, ich seit jener Unterredung am 20. Nov. 1806 hoch verehrte, meiner nicht vergessen. Das hat sich auch nachher bestätigt: der Fürst Primas hat nichts davon gewußt, König Hieronymus kannte mich nicht, alles ist aus Jupiters Haupt: er wollte seinem Bruder einen der Nation angenehmen Minister geben. Also in einer Viertelstunde der Courier abgefertigt: „ich komme.“ Und ich kam, Tag und Nacht in fünf Tagen. Am 12. war ich zu Fontainebleau, sah hier den Minister-Staatssecretair, und eben, als ich mich in den Wagen setzen wollte, den König, der von der Jagd heim kam. Er hat etwas ungemein Einnehmendes und ich wußte aus Schlesien mehre schöne Züge. In Paris sah ich fast niemand, als den Fürsten Primas und eilte schnell zurück. Aber lange schon war ich bei Besinnung\*) — an

30. Sept. 1807: „In Ansehung des Ganzen sind meine Aussichten heiter. Es ist eine Zeit; des Uebergangs; sie mußte kommen, viel auszumerzen, zu wecken, Keime des Bessern zu streuen. Letzteres geschieht auf mancherlei Weise (die neuen Constitutionen enthalten viele, viele entwickelt das Treibhaus der Noth) und eine Reise wird kommen. Die Geschichte war mir nie interessanter; wie hat sie in diesem Jahr mich gestärkt, wie belehrt! So daß ich die falschen Hoffnungen schnell aufgab, und mit höchstem Interesse das große Schauspiel mit ansehe.“ — An Nicolai, 14. Oct. 1807: „Wer kann sagen, was gut ist oder böse? Wir wissen die Gegenwart kaum recht, geschweige die Zukunft. Wer nicht gutwillig dem Schicksal folgt, der muß. Ich folge ohne weibische Klagen: Keime des Bessern sind mitten in der Zerstörung unverkennbar, und ich verzweifle nicht an einer endlich guten Entwicklung. In- des hilft unser einem die Wissenschaft durch, zerstreuet, stärkend, empfehend; vornehmlich die Erinnerung und Uebersicht der Weltgeschichte.“

\*) Noch interessanter wird diese Gemüthsverfassung im Brief an Bonstetten vom 1. April 1809 beschrieben. Il fallut obeïr; ce n'est pas qu'en route déjà je ne sentisse profondément Quem tu Melpomene semel! Aussi je me proposais mille tournures, pour me revendiquer à mes plans primitifs. Mais l'Empereur était parti. Bien que convaincu de plus en plus que ce changement ne me conviendrait pas, il fallut s'y prêter. — Das war eben Müllers Glend, daß er nie im Stande war, Nein zu sagen. — Ebenso an Weller, 24. Nov.

das ruhige, unabhängige Studienleben, schöne Pläne, Schweizerreisen: ich schrieb an Herrn M. einen herzlichen Brief, um der hohen Stelle loszukommen.“ (Dieser Brief ist noch vorhanden, Bd. 18. S. 34 von einer so lächerlichen kindischen Naivetät, daß die Idee, ihn trotzdem zum Minister zu machen, Erstaunen erregt.) — Am 17. Nov. erhielt er das Decret, welches ihn zum Minister ernannte. „Ich schwöre Dir, daß ich nie in meinem Leben wärmer, inniger, eifriger zu Gott gerufen habe. Aber — es kam so! den folgenden Morgen fing mit Expedition eines halben Duzend Decrete meine Stelle an.“ Der König übergab ihm das große Kreuz des holländischen Löwenordens und wiederum gerieth Müller in eine bescheidene Rührung, er versichert seinen Bruder, daß unter diesem großen Kreuz noch dasselbe Herz schlage. „Schon habe ich aus Deutschland mehre Briefe, worin man sich der Ernennung freut.“\*) In Paris erkennt man auch darin Napoleons Geist.

aus Paris . . . eine Stelle, die ich so weit entfernt bin, je gewünscht zu haben, daß ich vielmehr mit innigem Schmerz dem vorigen Lebensplan entsagt habe . . . Allein das Schicksal riß mich fort; die Hoffnung etwas Gutes zu wirken, tröstete mich“ u. s. w. Noch deutlicher 8. Dec.: „Eben das Unerwartete überraschte mich; es fiel mir nicht ein, es ablehnen zu dürfen. Erst in Fontainebleau kam der verlangensvolle Rückblick auf meine vorige Lage wieder zu Kraft; aber meine Vorstellungen wurden übersehn; man glaubte, ich würde mich gewöhnen, und der Glanz mich etwa blenden. Aber täglich steigt mein allersehnlichstes Heimweh nach meinen Studien, nach der stillen Wonne meines einsamen Lebens . . . Noch hoffe ich auf den Kaiser; er ist meinen Studien gewogen, vielleicht gibt er mich ihnen zurück.“

\*) „Als Staatssecretär [des Königs von Westphalen,“ schreibt Wollmann aus Berlin schon am 5. Dec. 1807, „würden Sie sein Reich zum Kern Deutschlands machen, und als Ministerreferendar des rheinischen Bundes bei dem großen Napoleon stehen Sie da, wohin ich Sie vor allen Sterblichen stellen würde, wenn ich die Vorsehung wäre.“ Natürlich wünscht der Edle, ihm zur Seite zu stehn. „Was soll ich hier unter den ausgestorbenen Menschen?“ „Müller über Napoleon für die Nachwelt, könnte mich trösten, wenn die Nähe des großen Kaisers ihn von schriftstellerischer Arbeit abzieht.“ — Am 12. März 1808 berichtet er über sein neues Buch, die „politische Gegenwart“: „es enthält ganz neue politische Grundideen und die Darstellung von Napoleons System . . . Die Arbeit ist ohne Haß und Liebe; sie gefällt dem großen Kaiser, wenn er sie sieht; Ihrer Regierung ist sie Pfand der Zuneigung in Deutschlands Gauen; anstoßen wird sie nur bei solchen, die nicht zu fürchten sind.“ — Auch besonnenern Männern leuchtete allmählig die Umgestaltung ein; interessant ist z. B. der Briefwechsel mit Wachler aus Marburg. Am 14. Oct. 1806 schreibt er: „Ist es doch bald der letzte Kampf gegen wilde, gewaltige Selbstsucht und gegen Barbarei, und welche entsetzliche Möglichkeiten zeigen sich im Hintergrund, wenn er mißlingen sollte!“ „Aber,“ heißt es bald darauf, „es ist vielleicht der schönste Lohn des historischen Studiums, daß seine Resultate das Gemüth in den Ereignissen der Zeit nicht erliegen lassen;“ und weiter, 17. Juni 1807, als er eben die greulichen Bedrückungen der Franzosen in Marburg schildert: „Zweierlei Resultate aus der Betrachtung der Geschichte unsrer Zeit drängen sich mir oft mit anschaulichster Lebendigkeit auf: 1) Völker und Staaten werden durch die harten Schläge des Schicksals auf das Innere der menschlichen Existenz zurückgeführt, und die nächste Generation erntet davon einen reinen, großen Gewinn. 2) Alle Beurtheilung scheinbarer Hauptpersonen in dem Labyrinth großer Weltveränderungen dünkt mich unzeitig und voreilig zu sein; das ganze Streben solcher vermeintlichen Hauptpersonen hat in meinen Augen wenig Persönliches, sondern scheint mir von der über ihn gebietenden Herrschaft eines Principis oder von irgend einer ihn selbst, oft ohne daß er sich dessen vollständig bewußt ist, mit sich fortziehenden Richtung im Großen

In der That ist er in allem, was ich sehe und höre, bewundernswerth und einzig; und wenn Horaz recht gesagt hat, daß principibus placuisse viris non ultima laus est, so darf ich wol mich freuen, daß dieser mein gedacht und als ich wegen des verlorenen Couriers später kam, mehr als einmal mir nachgefragt hat. . . Auch kann ich den jungen König nicht anders als lieben; man glaubt ich könne Gutes stiften; man macht mir, wenn das Königreich in Ordnung ist, nach drei, vier Jahren eine ruhige, schöne Stelle hoffen, wo ich diese Erfahrungen, die großen und wichtigen mit dem Resultat meiner Studien combinirend, wie jene Staatsmänner alter Jahrhunderte, die Geschichte werde schreiben können. Also — ich gebe mich hin. Sollte ich in 14 Tagen oder in einem Jahr verabschiedet werden, so unterstehe sich niemand mich zu trösten, denn ich würde ihm ins Gesicht lachen. Indes werde ich möglichst viel Gutes thun, dem Wohl der Nation und dem Ruhm des Königs eifrig dienen und unverständige Urtheile verachten. . . Eine entfernte Hoffnung nähre ich, daß, wenn ich den großen Kaiser noch sehen und sprechen könnte, vielleicht er die Gnade hätte, mich mir und meinen geliebten Studien auf eine anständige Weise zurückzugeben.“ — Dies geschah nun zwar nicht, indes sah man in Kassel bald, daß er für die eigentliche Verwaltung im französischen Sinn nicht geeignet sei; man übertrug ihm daher 30. Dec. 1807 die Generaldirection der westphälischen Universitäten. In dieser Eigenschaft erhielt er

abzuhängen.“ Schon 29. Oct. 1807 hat er mehr gelernt: „Allerdings verspreche ich mir von der Umwandlung der Dinge durch den Gewaltigen des Herrn viel Gutes, was auf dem gewöhnlichen Wege nimmer erreicht werden konnte; nur freilich üben muß man sich, um sich loszureißen von Observanz und Gewohnheit, und selbst diese Uebung ist wohlthätig und erhebt den Menschen über sich selbst. Unser hiesiges literarisches Wesen hat viel Gemeinsames und Handwerkermäßiges, das wird hoffentlich gestürzt werden. Ich fühle Kraft und Willen in mir, über die Jahre lang durch politischen Zwang gestellten Schranken wegzuschreiten und mich in einer neuen Weltform einzubürgern, welche den nächsten Generationen Heil und Erregung der schlummernden Kräfte verspricht.“ — Der würdige Falck besuchte Müller in Kassel; vor seiner Abreise schreibt er ihm noch 3. März 1808: „Nur muthig die Hand ans Werk, mein theuerster Johannes! Unter günstigen Auspicien, in Vereinigung mit den besten Köpfen, mehr handelnd und schreibend, so Ihr Tagewerk beschließend, ein Mittelpunkt der europäischen Cultur, vorbereitend eine universelle Ausöhnung der Gemüther, nach allgemeinem Haß eine allgemeine Liebe, eine Anerkennung wechselseitigen Verdienstes begründend; kein bloßer Rheinbund mehr, ein europäischer Bund, wo Spanier, Deutsche, Franzosen, Griechen, Römer, das Alte und Neue, Shakespear, Homer, Calderon, Cervantes, Molière sich wechselseitig ausgeöhnt, zu einer unversehellen, vielseitigen Menschenbildung die Hand bieten — dies, nur dies sind Ideen, deren Ausführung eines Johannes Müller würdig ist. Die Barbarei der Cultur der Europäer, die Nachkommen Huttens, Cids und Bayards den Kameelnechten und nomadischen Horden entgegenlegend, und wo er auf einen Nest von Barbarei stößt, ihn unerbittlich vertilgend — so werde ich Sie enden sehn. In diesem Sinn“ fordert er ihn zur Herausgabe eines „europäischen“ Journals auf. „Wie Luther und Melanchthon sind wir daran, dem deutschen Volksunterricht vielleicht für drei Jahrhunderte eine neue Bestimmung zu geben. Glückliche diejenigen, welche diese Stunde in der Weltgeschichte zu nutzen und in ihr die folgenden Jahrhunderte zu ahnen und zu ergreifen wissen.“

14. Mai 1808 den Auftrag, dieselben (Göttingen, Helmstädt, Halle) dem König vorzustellen, überall mit einer passenden Anrede, von der hier aus der göttinger Vorstellung eine Probe sehn mag: De toutes les Universités d'Allemagne il n'y en a pas qui doit être plus attachée au gouvernement royal; elle lui doit son existence, et ne le connaît que par des bienfaits, par un cours de prospérités peu ou point interrompu. Dans les grandes vicissitudes, par lesquelles il a plu à la Divine Providence de changer la face du monde, la gloire de consoler, de raviver Göttingue, d'en être le restaurateur, le second père, a été réservé à Votre Majesté. Et à qui appartenait-elle plus naturellement qu'à celui de tous les rois, qui a vu le plus de pays et des peuples divers, et qui ayant devant lui les plus grands exemples, a en lui une ame propre à s'élaner à tous les genres de gloire, à une gloire nouvelle. — In dem Bericht über den Besuch des König Jerome in Halle erzählt Steffen s: eine Gestalt in seiner Umgebung ergriff mich mit Behmuth; es war Joh. v. Müller. Er war stark, breit, in seiner Haltung etwas ungeschickt, seine Gesichtszüge, obgleich bedeutend, doch nichts weniger als schön. Wie ich zu bemerken glaubte, schien er höchst verlegen, als schämte er sich. In der steifen, von breiten Goldtressen starrenden Staatsrathsuniform sah er dem Schweizer eines Hotels nur gar zu ähnlich, und ich vermistete den Portierstab. — Nach der Audienz stattete ich ihm einen Besuch ab. Es waren mehr als drei Jahre verflossen, seit ich seine Bekanntschaft in einer Zeit voll großer kühner Entschlüsse und glänzender Hoffnungen gemacht hatte, und nun sahen wir uns so wieder. Beide der nämlichen feindlichen Gewalt, wie es schien, rettungslos hingegeben, waren wir insofern uns gleich; es war das grenzenlose Unglück, welches uns gleich machte. Daß die Verschiedenheit unsrer Stellung, seine, als meine höchste Behörde, meine, als sein Untergebener, dem tiefen, gleichmachenden Unglücke gegenüber keine Bedeutung hatte, war natürlich. Unser Gespräch drehte sich um jene kühne Zeit, und um die furchtbare Gegenwart. Ihm war alle Hoffnung verschwunden, er war innerlich zerfallen, und verbarg es nicht. Er warnte mich, er hatte mancherlei von meinen unvorsichtigen Aeußerungen gehört, er schien gefährliche, geheime Verbindungen zu ahnen, doch nicht zu kennen. „Ich kann keinen schützen,“ sagte er, „ich bin genöthigt, stillschweigend den Untergang der Unbesonnenen zu dulden.“ Als ich etwa eine halbe Stunde bei ihm zugebracht hatte, reichte er mir wehmüthig die Hand; die Thränen standen ihm in den Augen. „Sie müssen sich entfernen,“ sprach er, „ein zu langes Gespräch könnte verdächtig erscheinen.“ Das war der Mann, der die große Vergangenheit mächtiger germanischer Gesinnungen bewahrt und ausgesprochen hatte! Eine Erfahrung, wie diese, war mir schrecklich. Es war mir grauenhaft hart, die Verehrung, die ich für ihn hatte, in Mitleid verwandeln zu müssen. — Die Empfindungen Müllers hat

Steffens in diesem Bericht nicht ganz correct dargestellt; die glänzenden Festlichkeiten hatten ihm doch in hohem Grad imponirt, und wir sehen aus zahlreichen Privatbriefen, wie wichtig ihm seine eigne Rolle dabei vorkam. Noch erhöhter wurde diese Stimmung bei der Eröffnung des westphälischen Reichstags, 2. Juli 1808. „Du hättest uns sehen sollen! prachtvoll der Hof; jeder über diesen ersten Tag einer Reihe westphälischer Ständeversammlungen durch den Blick in die Zukunft gerührt; der König sprach vom Thron, männlich und edel. Den folgenden Tag bei Hofe Ball . . . In dem allen und in den Anstalten ist Keim der gänzlichen Umschaffung, einer ganz neuen Entwicklung des Charakters der Deutschen, und wahrhaftig ebenso möglich, daß unter gewissen Umständen alles lebendiger und größer werde, als das Gegentheil.“ — Am 22. Aug. 1808 hatte Müller den Reichstag zu schließen. In seiner Rede kam u. a. folgendes vor: Celui devant qui le monde se tait, parce que Dieu lui a donné le gouvernement du monde, voyant dans la Germanie l'avant-garde et le rempart de l'Ouest et du Sud, se sentant supérieur aux idées vulgaires, a voulu consolider l'Allemagne. Il lui a donné ses lois, ses armes, ses grandes leçons . . de vingt provinces il a fait un royaume. Que pouvait-il de plus? Il lui a donné son frère. — Die Stände, indem sie die Fundirung der Schuld genehmigten: vous avez donné la première et la plus forte preuve que vous vous sentez Westphaliens, que vous formez une nation qui dès ce jour pendant le laps incommensurable des générations futures, partagera une même fortune. — Heureuse nation, pour laquelle naîtront des jours de gloire, si l'esprit public, fils de l'antique probité, après un essor aussi subit et aussi élevé, se fixa à jamais dans son caractère. Un roi, une loi, un trésor, une dette, un intérêt, sans parler de l'origine et des destinées communes, ne sont-ils pas les gages impérissables d'un esprit public! — Toutes les fois que la destinée a voulu développer parmi les nations septentrionales, et particulièrement dans les tribus Germaniques, un autre genre ou un degré plus éminent de culture et de vertus, l'impulsion a du venir de l'étranger: ce qu'elles avaient ainsi acquis, fut dans la suite perfectionné chez elles . . . Le roi le veut, la loi l'ordonne: vous serez une nation! — Après les huit siècles d'une indépendance sauvage et isolée, qui s'écoulèrent depuis Arminius jusqu'à Charlemagne, et après les mille ans d'obéissance à la longue hiérarchie de seigneurs spirituels et temporels, il est venu un temps nouveau et un autre Charlemagne, qui appelle tous les ordres de la société à la nouvelle loi de l'égalité de tous les droits et de tous les devoirs, et au travail commune du perfectionnement progressif de toutes les lois. — Depuis le bouleversement de la longue domination de l'ancien empire Romain, aucun temps ne présenta un spectacle plus imposant que cette époque de la

dissolution subite des constitutions vieilles et de tous les rapports de la plupart des nations Européennes, et le commencement d'un ordre nouveau de destinées que l'on ne saurait prévoir, époque dont la gravité réclame le développement le plus actif de tous les talents, l'élévation de tous les genres de courage, l'héroïsme des plus grands sacrifices. Messieurs les membres des États, tenons-nous ralliés autour du Roi et de la constitution du royaume.

Daß Müller es für seine Dienspflicht hielt so zu reden, war schlimm; noch schlimmer, daß er sich wirklich zu solchen Empfindungen und Gedanken zu stimmen vermochte. Wenigstens aber war er dadurch im Einklang seiner Lage. Indessen sollten ihm ernste Conflictte nicht erspart werden. Er lebte in der für einen Historiker unbegreiflichen Illusion, Westphalen sei ein deutscher Staat und die Regierung werde nichts Angelegentlicheres zu thun haben, als für das Aufblühen der deutschen Wissenschaft zu sorgen. Der Regierung kam es aber hauptsächlich darauf an, Rekruten und Geld für die napoleonischen Kriege zu erpressen. In den Universitäten sah sie hauptsächlich den Herd demagogischer Umtriebe, und selbst wenn das nicht gewesen wäre, so hatte sie doch keinen Begriff von einer deutschen Universität. Bei ihrem Streben nach Vereinfachung, wollte sie die kleinen Universitäten zusammenziehen und möglichst in der Weise der polytechnischen Schulen reformiren. Die milden Stiftungen wurden ohne weiteres eingezogen, worin übrigens die spätern deutschen Fürsten das Vorbild Napoleons redlich befolgt haben, und die Polizei fing an, in den unschuldigen Spielereien der Studenten und selbst in den Vorlesungen das große Wort zu führen: auch darin hat die deutsche Restauration viel von den Franzosen gelernt. Die Kriecherei, mit der die Professoren sich dem neuen Regiment fügten, zeigte sich namentlich bei den Bredowschen Händeln, die in dem Müllerschen Briefwechsel ausführlich besprochen werden. Männer von großem Ruf, wie Sartorius, Eichhorn u. s. w. bewarben sich um westphälische Staatsämter und legten gute Gesinnungen an den Tag. Es ist nicht zu leugnen, daß Müller sehr viel Unheil verhütet hat; er war unverdrossen, seine Collegen und Vorgesetzten über das Wesen der deutschen Vchrfreiheit ins Klare zu setzen. Auf seine Anregung schrieb Billers das bekannte Buch über die deutschen Universitäten, das Unbefangenste, was von einem Franzosen ausgegangen ist. Aber viel wurde doch immer nicht erreicht und Müllers Haltung erregt unser tiefstes Mitleid. Man begegnete seinen Vorstellungen mit der kältesten Verachtung; man verhehlte ihm nicht, daß seine Geltung in Deutschland völlig aufgehört habe, daß es seine Pflicht sei, hauptsächlich die französischen Interessen wahrzunehmen; er begegnete diesen Zumuthungen nicht mit männlicher Entschiedenheit, er klagte, daß man ihn allmählig mit Nadelstichen tödte und flehte gewissermaßen um Erbarmen. „Hätte

der Kummer ein Gewicht, das sich in Summen bringen ließe, wie viel tausend Centner würden in diesen Blättern aufeinanderliegen!“ so schrieb Heyne, als er nach Müllers Tod die 66 Amtsbriefe desselben seinem Bruder übersandte. Sie machen in der That einen traurigen Eindruck. — 22. Jun. 1808. „Es kommt so viel zusammen, daß das Maß zuweilen überläuft; die Anmaßungen der Präfecte, welchen unbegreiflicher Weise ursprünglich die Aufsicht über die Studien in den Departements aufgetragen wurde, und welche nun fortfahren, hinter meinem Rücken zu operiren; unüberwindliche Vorurtheile gegen die Zahl der Professoren; die Unordnung, welche zum Theil artificiell ist, indem der Stand der Sache manchmal verhehlt wird. Aus diesem allem entsteht so viel Aerger, daß ich mehrmals gedacht habe, meine Stelle niederzulegen; das Eine hält mich ab, daß ich fürchte, sie komme in gar unrechte Hände.“ — 3. Nov. „Es geht oft hart; und wenn ich meiner jugendlichen Vorsätze, Pläne, Hoffnungen gedenke, bricht mir das Herz.“ — 20. Nov. „Ich muß dies Leid mit andern schlucken, das wirklich anfängt meine Gesundheit zu untergraben. Ich hegte immer die Hoffnung, durch die Aufopferung meiner selbst etwas Gutes für die Wissenschaft zu wirken; sie verläßt mich mehr als je, Sie sehen mich vielleicht bald ohne Gehalt, ohne Vermögen, verschuldet, meinem Gefühl alles aufopfern.“ — 28. Nov. „Diesmal habe ich mich nicht enthalten können, meinen lebhaftesten Unwillen auszudrücken; sollte ich nicht lieber zu Fuß fortgehn, als scheinen solchen Dingen meinen Namen zu leihn. — Ich halte meine Seele empor, so gut ich kann; es hält aber sehr schwer. Die Erinnerung voriger Zeit, wo ich in der Freiheit oder unter gütigen Fürsten in Ruhe die Geschichte schrieb, erregt in mir gewöhnlich — Neigung zu Thränen.“ So geht es durch alle Briefe dieser traurigen Jahre; man muß sagen, daß Müller seine Schuld schwer gebüßt hat. — Eine festere Stellung hatte der alte Heyne. Nach Wolfs Vorgang ist man gegen diesen würdigen Mann höchst ungerecht gewesen; seine philologische Methode läßt freilich viel zu wünschen übrig, aber in unserer classischen Periode hat er durch Anregung außs segensreichste gewirkt, und in der Zeit der Noth den fremden Eroberern gegenüber mit edler Männlichkeit die Würde der Wissenschaft gewahrt. „Das Peinliche Ihrer Lage, schreibt er an Müller 27. Juni 1808, sah und dachte ich mir längst; Sie sind wirklich Märtyrer der guten Studien, aber wir sind nun einmal für die Hefe der Zeiten aufbehalten. Zu verhindern, daß nicht alles noch schlimmer oder ganz schlecht wird, ist für diese Zeiten ein so großes Verdienst, als zu anderer Zeit ein Volk auf den Gipfel der guten Literatur zu erheben. . . Ich habe mich längst auf den Fuß gesetzt, nichts zu hoffen, aber mit aller Kraft zu handeln, als hoffte ich alles. Dank sei dem Himmel, die Erfahrung hat mich belehrt, daß auf diesem Wege immer noch etwas gewonnen wird, und man bewahrt sich dabei gegen Täuschung und

Unmuth. Die Menschen zwingen, daß sie etwas Besseres thun oder thun lassen, als sie selbst wollen und gern ungeschehen sähen, ist für mich noch die einzige Aufbeiterung, deren ich fähig bin.“ 23. Sept. 1808: „Tief fühle ich den Unmuth, der Sie drücken und Ihr edles Herz beugen muß; mit beklümmtem Herzen berechne ich es, wohin ein solches Verfahren endlich führen muß, und worauf es vielleicht gar angelegt ist. Halten Sie gleichwol das Steuerruder fest . . . Nur Gewalt muß Sie verdrängen; nie geben Sie das Heft denen, die Sie verdrängen wollen, in die Hand; ist alles ohne Hoffnung zur Rettung, so muß doch Ihr Rückzug gesichert und ehrenvoll sein.“ 24. Nov. 1808: „Wir sehen voraus, daß Sie selbst nichts wirken können; man verlangt bloß Ausführung französischer Beschlüsse; ich beklage Sie, Ihre verzweifelte Lage, unsere Universität, unsere Literatur, Deutschland . . . Sie so wenig als ich können den Strom aufhalten, nicht einmal die Ufer sichern . . . Sie wünschte ich in Sicherheit; mich rettet Alter und dessen natürliche Folge . . . Wie bedaure ich Sie, daß Sie das Ende Ihrer Laufbahn nicht so nahe vor sich sehen als ich!“ — Am 19. Sept. 1808, als ein Geschenk des Königs in den Gel. Anz. zu melden war, schreibt er: „Das Schöne und Gute preise ich gern, aber die Würde der Universität liegt mir auch am Herzen, und doch auch daneben die Achtung meiner Deutschen gegen mich selbst; so ist es mir unmöglich, bis zur französischen Hyperbole hinaufzuklimmen.“ — Es war vielleicht eine Folge solcher Aeußerungen, daß mit Vorwissen Müllers die Abfassung des neuen Programms dem theol. Prof. Eichhorn übertragen wurde. Er führte seinen Auftrag mit einer so lächerlichen Kriecherei aus, daß Heyne empört wurde. (2. Nov. 1808) „Wenn von meiner persönlichen Kränkung die Rede wäre, würde ich mich bald darüber wegsetzen; aber es ist die Herabwürdigung der Georgia Augusta, was mir weh thut . . . Daß mein Ton, meine Denk- und Handlungsart zu der neuen Ordnung der Dinge nicht paßt, sage ich laut; aber meinen Charakter muß ich behaupten; es wäre schändlich, in meinem achtzigsten Jahr noch in die große Classe der Menschen mich einzumischen, die kein Gefühl für die Würde der Universität haben, ebenso wenig von dem, was sie sich, dem alten Vaterland, der allen Regierung schuldig sind.“ Das Schlimmste war, daß das Programm anonym erschien, also Heyne zugeschrieben werden konnte: „Ich kann unmöglich die Abfassung der akademischen Programme weiter fortsetzen, weder mit Ehren, noch mit Nutzen . . . Das auswärtige Publicum ist einmal an meinem Charakter irre geworden, und die Würde der Universität ist nun beflückt, ihr Ansehen gesunken, Patrioten sind voll Unwillen, und der rohe, gemein denkende Haufe jubelt. Alles was ich weiter zur Behauptung der alten Achtung für Göttingen sagen und schreiben könnte, hat seinen Eindruck verloren; nur wenige wissen den eigentlichen Vorgang, die Meisten schütteln den

Kopf über den alten Heyne: auch der ist geworden wie unser einer!" Es thut doch wohl, in jener schweren Zeit einer solchen Sprache zu begegnen.

Müllers Gesundheit war durch den schweren Kummer der letzten Jahre aufgerieben; er starb am 29. Mai 1809. Der Minister Simeon, sonst ein wohlgesinnter Mann, hielt ihm eine schickliche Leichenrede, auch in Deutschland verstummte allmählig der Bohn, wenigstens wurde er durch Schmerz und gerechte Anerkennung gemäßiget. Wie aber über seine wissenschaftliche und künstlerische Bedeutung sich das Urtheil allmählig geändert hatte, zeigt am deutlichsten ein Brief Niebuhrs\*) aus dem Jahr 1812. „Ich kann mich nicht darüber täuschen, daß Müllers Gefühle und Urtheile von seiner frühesten Jugend an gemacht waren. Der reine Lebensathem der frischen Wahrheit fehlt in allen seinen Schriften. Er hatte ein außerordentliches Talent, sich eine Natur anzunehmen und mit Consequenz zu behaupten, bis er sie wieder mit einer andern vertauschte; aber daß er in sich keine Haltung hätte, danach hatte ich nach seinen Schriften vom Bellum Cimbricum bis auf die Posaune keinen Zweifel, auch ehe ich ihn sah. Ihm fehlte alle Harmonie, und mit dem Alter versiegte er immer mehr. Seine Talente bestimmten ihn zum Gelehrten im engsten Sinn des Wortes; historische Kritik hatte er gar nicht; seine Phantasie war auf wenige Punkte beschränkt, und die beispiellose Anhäufung von factischen Notizen, als ein zahlloses Einerlei, war doch im Grunde todt in seinem Kopf.“ — Das Urtheil ist unstreitig zu hart, und um es zu verstehen, muß man die Wendung, welche die Wissenschaft jener Zeit überhaupt nahm, ins Auge fassen.\*\*)

Müllers Talent und Neigung bestimmte ihn zu einer leidenschaftlichen Verehrung der Thatfachen; er hielt es für die Aufgabe des Geschichtschreibers, durch ein umfassendes Studium der Quellen die Begebenheiten und Zustände vollständig wieder herzustellen, so daß ein anziehendes Bild und ein mächtiger Eindruck auf die Seele hervorging. Dadurch unterschied er sich von den alten Pragmatikern, die nur ihre eigne Klugheit an den Tag bringen wollten, darin theilte er den Standpunkt der gleichzeitigen Dichter. Das Resultat der Thatfachen mußte eine rhetorische Wendung sein, daher seine aufrichtige Verehrung für Schiller den Historiker, der ihm doch gewiß durch sein Quellenstudium nicht imponirte. Daher sein dreifacher Haß gegen die Revolution, die althehrwürdige Zustände über den Haufen warf und durch ihre

\*) Müller hatte schon seit Anfang 1798 für den jungen strebsamen Mann großes Interesse gezeigt.

\*\*) Unter Müllers kleinern Schriften der letzten Periode (die akademischen Abhandlungen über die Zeitrechnung der Vorwelt, die Notizen über das Manuscript der Informazione politiche und den Plan der Scriptorum rerum Germ., die Einleitung zu Hammers Posaune u. s. w.) heben wir die Vorrede zu seines Lieblingschülers Heinrich Luden Biographie des Grotius hervor, in welchem Müller sein eignes Spiegelbild zeichnet.

Gährung das Zustandekommen eines neuen bildlich darzustellenden Zustandes verhinderte; gegen die Metaphysik, welche die Begriffe spaltete und durch die Flüssigkeit derselben auch die Thatsachen zu verschlingen drohte, ja die sich wol gar anmaßte, gleich der Revolution die Geschichte aus dem Begriff heraus zu construiren; endlich gegen die historische Kritik, welche die Ehrfurcht vor den Helden und Schriftstellern der Vorzeit so freventlich verletzte, daß sie dieselben endlich als Mythen, als Collectivbegriffe darstellte: gleichviel ob dieser Zerlegungsproceß an Homer, an Lykurg, an Christus, an Tell ausgeübt wurde, das Bild und der rührende Eindruck wurden ihm verwirrt und er haßte das Scheidewasser, auch wo er seine Wirkung nicht aufheben konnte. Noch in den Briefen seiner letzten Jahre finden sich zahlreiche sehr leidenschaftliche Aeußerungen der Art.\*)

Was nun seinen Kampf gegen die Revolution betrifft, so hätte sich wol

\*) (25. Aug. 1808) L'arbre de notre antique culture se dessèche; les fruits sont mûrs jusqu'à pourriture. Où avons — nous de religion, quand on attaque l'authenticité de S. Jean? Où sont des fondemens d'une sorte de droit? Qu'est-ce que l'histoire et la poésie après l'extinction du noble esprit de l'antique liberté? Nous sommes aux temps d'un Ammien, d'un Augustin, sur les confins des deux mondes, placés dans celui qui menace ruine. — (29. Nov.) „Unser Zeitalter der Abnahme und Auflösung meint mit dem Kämpchen der höhern Kritik einige eingeschobene Steinchen zu entdecken, und schabt an dem Moos des Alterthums, auf daß es nicht mehr so ehrfurchtgebietend erscheine: aber lange werden diese gelehrten Arbeiten bei den Büchertrödlern modern, wenn noch Jesajas Himmel und Erde aufrufen, und der Donner seiner Rede Himmel und Erde bewegen wird. Das hat unser Jahrhundert gestürzt, weil der Sinn des Großen und Edlen uns abgeschwagt worden, und niemand mehr wußte was er wollte.“ — (18. Jan.) „In Ansehung der Höhe der Wissenschaft, welche unsere Nation erreicht habe, bin ich nicht mit Ihnen einig. Es ist erstaunlich viel Methodisches, Mechanisches aufgekomen, das die Kraft Luthers eingenommen hat; wir sind aus Männern Scholastiker, Exerciermeister und was nicht alles geworden, außer was wir sein sollten. Ich hoffe, die Noth wird uns darauf bringen, in uns zurückzugehen, hinabzusteigen aus der superlunarischn Welt in unser zerrüttetes Hauswesen und statt auf unerhörte Worte, auf mächtige Thatkraft zu sinnen.“ — 16. Oct. 1807. „Sehr merkwürdig ist mir, was du von den jungen Titanen mir schreibst; so nenne ich die Jünglinge, welche weiser als alle verfloßene Jahrhunderte sind, welche auf Cäsar, Polybius, Montesquieu herabschauen, und mit geheimen Zauberworten den Brunn der Weisheit versiegeln. Das wird so sein Decennium haben. Gleichwol mißkenne ich nicht, was auch hierin Gutes liegt; Schelling führt aus den so gar gestaltlosen Abstractionen doch auf Gefühl und Anschauung zurück; er ist nicht so entkräftend, wie das heillose vonvornige Zeug. Es mag wol im Rausch Mancher fallen und den Hals brechen: es ist aber doch nicht so verweichlichend und abspannend. Es geht mir, wie in der Politik: ich suche in allen Formen das Gute, und verwerfe nichts ganz und gar. Für mich selbst halte ich mich an die Manier, welche die Probe von ungefähr vierthalbtausend Jahren bestanden hat. Die Auswüchse beschau ich gleich Naturmerkwürdigkeiten und sie hindern mich nicht, trefflichen Anlagen alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.“ — 17. Jan. 1806. „Tendenz zu mystischem Katholicismus finde auch ich bei vielen der besten und kräftigsten; in der That wird die sogenannte protestantische Kirche immer mehr ein eigentliches Babel; alle Jahre wird ein biblisches Buch ausgestrichen; abscheulich ist, wie man verfährt! . . . gegen diese elende Sekte, die kalte, unempfindliche, wollte ich lieber noch mit Mystikern sein, (so wenig sonst etwas mir zusagt, was gegen die schlechte Manier der Alten und Großen ist.)“ —

der Zeitgeist auf seine Seite gestellt, aber durch seinen Abfall hatte er die Gunst des Volkes verscherzt. Zu erklären ist es, denn er haßte in der Revolution nur den Bildersturm; sobald sie sich selbst in ein imponirendes Bild krystallisirte, wie in Napoleon, trat sie ihm mit der Gewalt einer zwingenden Thatsache gegenüber. — In der Wissenschaft dagegen wurde die Kritik, die bisher nur der Theologie gegolten hatte, nach allen Richtungen die herrschende. Die Schule Wolfs und Niebuhrs verdrängte den Chronikenstil aus dem Gebiet der Gelehrsamkeit und es ist den Führern kaum zu verargen, wenn sie in Müller den zurückgebliebenen Standpunkt härter als nöthig betonten. — Bald darauf erhob die zweite Feindin Müllers, die Philosophie der Geschichte, siegreich ihre Fahne; sonst in allen Punkten uneins, stimmten sie in ihrer Geringschätzung gegen den naiven Erzähler, gegen den moralisirenden Redner überein. Heute wird man wol kaum Anstand nehmen, häufig auf Müllers Seite zu treten, da man die Thatsachen nicht mehr aus der Luft greift, da man auf der andern Seite die Kritik nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel betrachtet; man wird es um so mehr, da viele allgemeine Gesichtspunkte bei Müller viel schärfer und gründlicher festgestellt sind, als bei den Metaphysikern.

Müllers Geschick war ein tragisches. Wir haben nachgewiesen, daß sein letzter Abfall in seinem Leben keineswegs vereinzelt dasteht, daß er niemand wundern kann, der seine frühere Art zu sein und zu empfinden aufmerksam beobachtet. Und doch spielt in solchen Dingen der Zufall eine große Rolle. Es war ein Zufall, daß Müller nach der Schlacht bei Jena keine Postpferde fand, die ihn nach Königsberg brachten: wäre das geschehen, so wäre vielleicht sein Abfall verhindert worden, er hätte bei der neu gegründeten Universität Berlin unter den ersten Gelehrten der deutschen Nation eine seiner würdige Stelle gefunden, ja er wäre vielleicht unter allen der populärste geworden, denn dieser seltene Umfang des Wissens, diese liebenswürdige Empfänglichkeit für jung aufstrebende Talente, diese mächtige und zeitgemäße Beredsamkeit wurden durch einen fest gegründeten Namen getragen; man hätte nach den Befreiungskriegen Müller als den Propheten verehrt, und erst nach langen Jahren hätten scharfsichtige Kritiker die Flecken dieses Sonnenkörpers entdeckt. Die Vorsehung wollte es anders, sie leitete es so, daß die letzte That des Lebens dem Charakter angemessen war und ließ sogleich eine furchtbare erschütternde Nemesis darauf eintreten, sie handelte gleichsam mit der innern Nothwendigkeit einer tragischen Dichtung. Wir verehren ihren Sinn und ihre Folgerichtigkeit, aber wir können uns dabei eines schmerzlichen Gefühls doch nicht erwehren.

*[Faint, illegible text at the bottom of the page, likely bleed-through from the reverse side.]*